

Europa ist nicht nur weiß



Millionen von Menschen zieht es nach Europa. Es lockt die Vorstellung von Wohlstand und Sicherheit. Bei politischen Flüchtlingen ist das anders. Sie flüchteten, um ihr Leben zu schützen. Fünf Neu-Europäer erzählen, warum sie nach Europa kamen und wie sie ihre neue Heimat sehen.

Margarete Endl
Astrid Kasperek

Sie ertrinken. Sie ersticken. Auf ihrem Weg in das Traumland Europa gehen viele Menschen jedes Risiko ein. Und das ist hoch, seit sich Europa zur Festung ausgebaut hat. Jedes Jahr ertrinken Tausende Menschen im Mittelmeer, wenn ihr Boot zwischen Afrika und der italienischen Insel Lampedusa, dem südlichsten Punkt Europas, kentert. Immer wieder ersticken Menschen, wenn sie sich von Schleppern als Lastgut in Lkws über die Grenzen bringen lassen.

Nicht jede Flucht ist so dramatisch. Die Gründe, in Europa eine neue Heimat zu suchen, sind es oft schon. Sei es, weil sich Menschen aufgrund von Armut nicht mehr ernähren können, weil ein Krieg das nackte Überleben gefährdet, weil sie aus politischen, religiösen, ethnischen oder sonstigen Gründen bedroht werden. Menschen, die in Österreich Asyl erhielten oder sich aus anderen Gründen für ein Leben in Österreich entschieden haben, reflektieren ihr Bild von Europa.

Simon Inou, Journalist

„Die Berggasse kannte ich aus dem Geschichtsunterricht“, sagt Simon Inou. „Sigmund Freud, Berggasse, die Hofburg-Familie, Schönbrunn – lauter barbarische Namen, die wir in der Schule nicht verstanden.“ Er hatte, so wie alle Schüler in Kamerun, intensiv europäische Geschichte gelernt. Und gerätselt, wie sich Schnee anfühlt.

Doch es war nie sein Traum, nach Europa zu gehen. Er wollte gegen die Diktatur, die Korruption in Kamerun anschreiben. Er war Journalist, hatte bereits eine Zeitschrift für junge Leute gegründet. Als er zu einem Journalistenkongress nach Graz eingeladen wurde, sagte er seiner Mutter, er würde in zwei Wochen wieder zurück sein. Das war vor 13 Jahren. Während der Konferenz erfuhr er, dass er nach der Rückkehr wegen seines Engagements für Minderheiten und Umweltschutz verhaftet werden würde. Jour-



„Es gibt eine totalitäre Definition europäischer Identität: ‚Europäer ist, wer weiß ist.‘“ In Kamerun schrieb der Journalist Simon Inou gegen Korruption, in Österreich gegen Rassismus. Fotos: Andy Urban

nalisten in Graz rieten ihm, um politisches Asyl anzuschreiben. „Asyl, was ist das?“, fragte er.

Das Innenministerium, damals von Caspar Einem geleitet, prüfte den Fall und erkannte Inou nach relativ kurzer Zeit als Flüchtling an. Er könnte längst die österreichische Staatsbürgerschaft haben. Aber: „Ich bin immer noch ein Flüchtling. Ich bin noch nicht bereit, Österreicher zu sein. Da habe ich ein Identitätsproblem.“ Seine wahre Identität hängt sowieso nicht an einer Nationalität, sondern an einem Beruf. „Ich will schreiben. Ich will mich engagieren. Das mache ich nicht aus Karrieregründen, sondern von Herzen.“ In Kamerun hätte er gegen die poli-

tischen Zustände angeschrieben und wahrscheinlich öfters sein Leben riskiert. In Österreich hat Inou die rassistische, oberflächliche oder unsensible Berichterstattung über Afrikaner in österreichischen Medien aufgedeckt. Etwa, wenn Medien Afrikaner pauschal mit Drogendealern gleichsetzen.

Inou hat die Online-Infoplattform Afrikanet gegründet, wirkt bei Radio Afrika mit und koordiniert seit eineinhalb Jahren eine jeden Mittwoch in der Tageszeitung *Die Presse* erscheinende Seite, auf der Journalisten und Journalistinnen mit Migrationshintergrund schreiben.

In anderen Lebensbereichen wirkt er im Augenblick resignativ. „Ich gehe nicht mehr tan-

zen. Weil ich vermeiden will, dass mir der Türsteher einer Diskothek sagt: ‚Keine Schwarzen.‘ In Wien gibt es Lokale, wo ich nicht essen darf. Ich werde nicht bedient. Aber ich lasse mich nicht unterdrücken.“ Viele Leute, die diskriminieren, würden eines Tages bemerken: Das war falsch. Zum Glück hätten seine Kinder in der Schule keine Probleme. Sie gehörten aber auch zu den Besten.

Keine Identitätsprobleme gibt es bei Loyalitäten im Sport: „Wenn es um Fußball geht, unterstützen meine Kinder und ich immer Kamerun oder ein anderes afrikanisches Team. Wenn es um Skifahren geht, sind wir für Österreich. Denn Kinder wollen immer die Sieger sein.“

Aftab Husain, Literat

Der pakistanische Literaturprofessor Aftab Husain hatte es so gut gemeint. Zwischen Pakistan und Indien gab es gerade ein Lüfterl Entspannung. Indiens Premierminister Atal Behari Vajpayee stattete 1999 Pakistan einen Staatsbesuch per Autobus ab, um die Grenze der verfeindeten Staaten zu öffnen. Husain wollte ein Zeichen setzen, übersetzte Gedichte, die Vajpayee geschrieben hatte, von Hindi in die pakistanische Nationalsprache Urdu und präsentierte dem Premier das Büchlein.

Dann brachen wieder Spannungen aus, und Pakistans Premier Nawaz Sharif wurde gestürzt. Husain bekam Besuch vom pakistanischen Geheimdienst ISI. Er möge doch bestätigen, dass die Übersetzung im Auftrag von Sharif erfolgte. Als Husain dem ISI nicht zu Diensten sein wollte, wurde sein Haus geplündert und seine Familie misshandelt. Husain flüchtete nach Indien. Doch die indische Regierung zögerte, ihm Asyl zu gewähren. Der internationale Schriftstellerverband PEN hörte von den Troubles des Gedichteübersetzers und lud Husain nach Deutschland ein. Später kam Husain als „Writer in Exile“ nach Wien. Aus Sicherheitsgründen wollte er sich nicht fotografieren lassen.

„Österreich ist ein sehr netter Ort“, sagt Husain. Sehr ruhig sei es halt. Der Literat fühlt sich in der fremden Kultur etwas verloren. „Ich vermisse Bücher auf Urdu. Ich bin mit der Urdu-Sprache, mit der Literatur aufgewachsen. Englisch ist die Sprache unserer intellektuellen Gedanken. Aber nicht unseres emotionalen Lebens.“

Bestimmte kollektive Vorurteile über Europa würde Husain gern zurechtrücken: „In Süd-asien halten wir uns für Bewahrer der menschlichen Werte, als Ort der Poesie und Kunst und meinen, die Europäer würden nur an sich und Geld denken. Würden sie uns aber fragen, mit welchen wissenschaftlichen Erkenntnissen wir zum Wohl der Menschheit beitragen, stünden wir mit leeren Händen da.“